

## 11.2 Die militärische Elite und der Weg in den Krieg

### 0. Einleitung

Letzte Woche hatten wir gesehen, wie die politische Führung des Reiches, insbesondere Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg, eine zentrale Rolle bei der Herbeiführung des Ersten Weltkrieges spielte. Treibende Kräfte waren dabei auch der Generalstab und die militärische Führungseliten, die insbesondere mit ihren wiederholten Präventivkriegsforderungen Druck auf die Reichsleitung ausübten. In der Julikrise war jedoch die Haltung des Generalstabschefs merkwürdig ambivalent. Über den bevorstehenden Krieg war er alles andere als glücklich. Dies bedarf einer Erklärung.

Überhaupt ist es für das Verständnis des im August 1914 ausbrechenden Krieges natürlich notwendig, die deutsche Generalstabsplanung näher zu betrachten. Im Mittelpunkt steht dabei der berühmt-berüchtigte Schlieffenplan. Er wurde jahrzehntelang in der Forschung erst hochgejubelt, dann kritisiert und schliesslich sogar negiert (Terence Zuber). Dabei wurde lange übersehen, dass dieser Operationsplan und seine Weiterentwicklung durch den Generalstab nach 1906, das Resultat einer strategischen Notsituation war, in die das Deutsche Reich seit 1871 geraten war. Dies gilt es folgenden näher zu beleuchten. Dabei wird deutlich werden, dass auch militärische Planung keineswegs nur im sachbezogenen und fachspezifischen Rahmen stattfand und –findet. Politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Einflüsse waren und sind auch in diesem Bereich von zentraler Bedeutung. Eine rein militärimmanente Betrachtungsweise (Dieter Storz, Oliver Stein) führt vielmehr in die Irre.

### 1. Das Volkskriegssyndrom.

Am 2. September des Jahres 1870 kapitulierte die französische Châlons-Armee nach der Schlacht von Sedan. Über 100.000 französische Soldaten gerieten in Gefangenschaft. Unter ihnen war auch Kaiser Napoleon III. Damit hätte der Deutsch-Französische Krieg eigentlich beendet sein können. Doch die exorbitanten Annexionsforderungen Bismarcks zwangen die französische Notregierung weiter zu kämpfen. In den folgenden Monaten stampfte Kriegsminister Léon Gambetta immer neue Armeen aus dem Boden, mobilisierte Volk und Wirtschaft des unbesetzten Frankreichs und führte Krieg bis zum Äußersten. Im Rücken der deutschen Truppen operierten Freischärler, so dass die Deutschen mehr als 100.000 Mann zur Sicherung der rückwärtigen Linien einsetzen mussten. Der Krieg dauerte noch sechs Monate. Zwölf große

Schlachten wurden geschlagen, und die militärische Leistungsfähigkeit der deutschen Verbündeten wurde enorm strapaziert. Generalstabschef Helmuth von Moltke sprach entsetzt von „Volkskrieg“ und hatte große Mühe, einen militärischen Ausweg zu finden. Am Ende stand dann zwar doch der Sieg, aber dieser Krieg war ein Menetekel für die Zukunft.

Die Erfahrung mit dem überraschend langwierigen Krieg 1870/71 hat das Denken und Handeln der deutschen Armeeoffizierselite bis zum Jahre 1914 wesentlich geprägt. Im Hinblick auf den Krieg der Zukunft standen Generalstäbler, Offiziere im Kriegsministerium, Kommandierende Generale und schriftstellernde Offiziere seit 1871 unter dem Eindruck des Volkskriegssyndroms. Für sie bedeutete „Volkskrieg“ einen militärischen Konflikt, der mit der ganzen Volkskraft geführt wurde, also den Nationalkrieg, wie es immer wieder hieß. Tendenziell wurde dabei die gesamte männliche Bevölkerung zu den Waffen gerufen, während Politik, Wirtschaft und Gesellschaft sich den Bedürfnissen des Krieges unterzuordnen hatten. Solche Kriege drohten, alles bisher Dagewesene bei weitem zu überbieten.

Es war der alte Moltke selbst, der der Diskussion über den Volkskrieg die Richtung angab. Wiederholt setzte er sich öffentlich mit der Bedeutung des Volkskriegssyndroms auseinander. So schrieb er 1888 in der Einleitung seiner Darstellung des Krieges von 1870/71, daß „die Kriege der Gegenwart ... die ganzen Völker zu den Waffen“ rufen. Ähnlich äußerte er sich in Briefen und Reden. Sein Schüler Colmar v. d. Goltz schlug in die gleiche Kerbe, als er 1877 das Buch „Leon Gambetta und seine Armeen“ veröffentlichte. Voll der Bewunderung für Gambettas organisatorische Leistung hob er hervor, daß dem langwierigen Volkskrieg die Zukunft gehöre. Demgemäß sprach er Anfang der 1880er Jahre in seinem Buch „Das Volk in Waffen“ vom „Zeitalter des Volkskrieges“, das nunmehr angebrochen sei. Diese Auffassung wurde zum Allgemeingut. So schrieb auch General Wilhelm v. Blume 1912 in seinem Werk „Über Strategie“:

“Ein Volkskrieg zwischen benachbarten Staaten wird voraussichtlich, trotz der fortgeschrittenen Zivilisation, einen noch gewaltsameren Charakter als der von 1870/71 tragen und dementsprechend schwere Folgen haben.”

Im gleichen Jahr wies Friedrich v. Bernhardi in seinem berüchtigten Buch „Vom heutigen Kriege“ darauf hin, daß der Krieg gegen die feindliche Zivilbevölkerung „ganz natürlich und berechtigt“ sei, „da heute nicht mehr Kabinette sondern Völker gegeneinander Krieg führen“. In der Großen Denkschrift des Generalstabs vom 21. Dezember 1912 bemerkten Ludendorff und der Jüngere Moltke, daß

die Zeit der Kabinettskriege endgültig vorbei sei und demgemäß die gesamte Volkskraft mobilisiert werden müsse. Noch am 14. Mai 1914 setzte Moltke gewissermaßen eins drauf, als er in einem Schreiben an den Staatssekretär des Inneren verlangte, auch Wirtschaft und Gesellschaft in die Mobilisierungsmaßnahmen miteinzubeziehen und auf den unbedingten Vorrang des Krieges einzustimmen. Hier zeigten sich bereits Ansätze zum Konzept des totalen Krieges.

Aus der Sicht der deutschen Armeeführung war die Herausbildung des Volkskriegssyndroms jedoch alles andere als eine erfreuliche Entwicklung. Es war schon schlimm genug, daß der Krieg unter diesen Umständen immer unkalkulierbarer wurde. Obendrein jedoch verlor das Militär nun seine traditionelle Monopolstellung in Fragen des Krieges. Ohne die Mithilfe der Wirtschaftskapitäne, der politischen Parteien und Verbände, sowie der gesellschaftlichen Gruppierungen ließ sich der moderne Krieg nicht mehr führen. Vor allem aber bedeutete das Volkskriegssyndrom eine erhebliche Verschlechterung der ohnehin schon schwierigen strategischen Lage des Reiches. Natürlich wäre es wünschenswert gewesen, in einem Zweifrontenkrieg zunächst einen Gegner durch eine schnelle und durchschlagende Operation niederzuwerfen, um sich dann dem anderen Gegner zuzuwenden. Doch wie sollte dies gelingen, wenn die Zeiten von Königgrätz endgültig vorüber waren und der Feind selbst nach schwersten Niederlagen immer noch genügend Potential besaß, um den Krieg unter Ausnutzung seiner Volkskraft fortzusetzen? Schnelle Entscheidungen waren nicht mehr zu erwarten. Schon am 27. April 1871 schrieb Moltke in einer Denkschrift, die sich mit dem Problem des Zweifrontenkriegs auseinandersetzte, demgemäß: „

Deutschland "darf nicht hoffen, durch eine rasche und glückliche Offensive in letzterer Richtung (nach Westen, S.F.) sich in kurzer Zeit von dem einen Gegner zu befreien, um sich dann gegen den anderen zu wenden. Wir haben eben erst erlebt, wie schwer es ist, selbst den siegreichsten Kampf gegen Frankreich zu beenden".

Das bald nach 1871 einsetzende Wettrüsten kam noch verschärfend hinzu. Die europäischen Großmächte schufen sich Millionenheere, um auf dem Wege der allgemeinen Wehrpflicht das Prinzip des Volkskrieges sozusagen von oben herab zu realisieren. Derartige Massenarmeen waren kaum noch in einer einzigen Operation zu vernichten. Es drohte ein langwieriger Krieg. In seinem Gambetta-Buch warnte v.d. Goltz frühzeitig, daß Deutschland sich auf einen derartigen Krieg vorbereiten müsse. Nicht-Militärs wie der sozialistische Denker Friedrich Engels und der polnische Bankier Ivan Bloch entwarfen geradezu Horrorszenarios

über den Charakter eines zukünftigen Großkrieges, der Wirtschaft, Gesellschaft und schließlich auch die politischen Systeme in ganz Europa in die Katastrophe stürzen würde. Wiederum war es der ältere Helmuth v. Moltke, der diese Problematik aus militärischer Sicht auf den Punkt brachte. In seiner letzten Reichstagsrede am 14. Mai 1890 stellte er fest:

“Die Zeit der Kabinettskriege liegt hinter uns, - wir haben jetzt nur noch den Volkskrieg ... Meine Herren, es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden, - und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert!”

Tatsächlich hatten Moltkes operative Planungen und die seines unmittelbaren Nachfolgers Waldersee keinen Ausweg aus dem strategischen Dilemma gefunden. Egal, ob man die erste Offensive nach Westen oder nach Osten ansetzte, immer war im Endergebnisse herausgekommen, daß nur begrenzte Erfolge im grenznahen Bereich zu erzielen waren. Danach mußten größere Verbände zur Verteidigung der ungedeckten Front abgegeben werden, noch bevor eine Entscheidung fallen konnte. Es sollte dann, wie der ältere Moltke es ausdrückte, der Diplomatie überlassen werden, nach einer Seite hin Frieden zu schließen. Der Generalstab war mit seinem Latein so ziemlich am Ende.

## 2. Schlieffen, Moltke und die operative Planung.

Alfred v. Schlieffen, seit 1891 neuer Generalstabschef, bemühte sich Zeit seines Amtes, einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden. Er war von vornherein der Meinung, daß nur eine Offensive gegen Frankreich Aussicht auf Erfolg besaß. In den weiten Weiten Rußlands konnte ein entscheidender Sieg seiner Meinung nach nicht erzielt werden. Doch auch Frankreich gegenüber stellten sich enorme Probleme.

So legte ihm Oberquartiermeister Köpke im August 1895 eine Denkschrift vor, die zu einem niederschmetternden Ergebnis kam. Gegen den neu entstandenen Festungsgürtel an der deutsch-französischen Grenze hinter den Vogesen war demnach nur ein langsames, mühseliges und verlustreiches Vorarbeiten möglich, das die deutschen Armeen in einem langwierigen Stellungskrieg auszubluten drohte. Armee und Volk mußten an diese Perspektive gewöhnt werden, schrieb Köpke. Schlieffen war von Köpkes Denkschrift beeindruckt, doch weigerte er sich, sich damit abzufinden. So begann er ab 1897 mit dem Gedanken eines Durchmarsches durch Belgien und die Niederlande zu spielen, um den

französischen Festungsgürtel zu umgehen und die feindlichen Armeen in einer gigantischen Kesselschlacht zu vernichten. Das Ergebnis dieser Überlegungen war der Ende 1905 fertig gestellte Schlieffen-Plan. Auf der Grundlage minutiöser Planung sollte die französische Armee innerhalb weniger Wochen vollständig besiegt werden. Danach könne man, wie Schlieffen noch 1912 schrieb, mit Rußland abrechnen.

Gerhard Ritter zufolge hatte der Plan so viele Schwächen und Ungereimtheiten, daß er kaum durchführbar war. Ritter kommt deshalb zu dem Schluß: "Er war ein kühnes, ja überkühnes Wagnis dessen Gelingen von vielen Glückszufällen abhing." Tatsächlich waren noch nicht einmal die von Schlieffen angesetzten Truppenzahlen vorhanden. Volle acht Armeekorps, mit denen er rechnete, existierten nur auf dem Papier. Daher kam auch die dringliche Forderung des GS nach voller Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Man muß sich also fragen, warum Schlieffen sich auf ein derartiges Vabanque-Spiel einließ. Will man ihn nicht einfach als senilen Trottel bezeichnen, oder als den "schlafenden Ulanen", wie von der Goltz es gerne tat, zumal er hoffte Schlieffens Nachfolger zu werden, so muß man nach tieferen Ursachen suchen. Tatsächlich war Schlieffen davon besessen, die Lösung für das Problem des Zweifrontenkrieges zu finden. Dafür mußte ein schneller Sieg her. Doch dies war nicht alles. Es ging ihm darum, den Konsequenzen des Volkskriegssyndroms zu entkommen. Durch ein gigantisches Sedan sollte der langwierige Krieg vermieden werden. Einen solchen Krieg konnte sich das Reich nämlich nicht nur wegen des Zweifrontendrucks nicht leisten. Vielmehr ging es darum, Wirtschaft und Gesellschaft die katastrophalen Folgen eines endlosen Großkrieges zu ersparen. Dementsprechend schrieb Schlieffen bei seiner Bewertung eines Kriegsspiels im Jahre 1905:

"Die Maschine mit ihren 1000 Rädern, von der Millionen ihren Unterhalt finden, kann nicht lange stillestehen. Man kann nicht 1-2 Jahre hindurch mit 12-tägigen Schlachten von Position zu Position rücken, bis die Kriegführenden gänzlich erschöpft und ermattet beide um Frieden bitten und beide sich gestellten Bedingungen fügen. Wir müssen suchen, den Feind schnell niederzuwerfen und zu vernichten."

Ähnliches gab er wiederholt zu Papier. Es handelte sich beim Schlieffen-Plan also letztlich um den Versuch einer Quadratur des Zirkels; den verzweifelte Versuch eines im Grunde ratlosen Generals, auf Biegen und Brechen aus einer ausweglosen Lage herauszukommen. Rein militärisch betrachtet war der Plan somit verfehlt, auch wenn er politisch durchaus Sinn machte.

Man muß sich allerdings ferner fragen, ob Schlieffens Umgebung und sein Nachfolger wirklich so inkompetent waren, diesen Plan kritiklos zu übernehmen. Dabei kann man dem jüngeren Moltke und einem Ludendorff alles mögliche vorwerfen, nur nicht Dummheit. Die Forschung aber ist in der Nachfolge von Gerhard Ritter dem von General Wilhelm Groener und anderen geschaffenen Mythos aufgesessen, der Generalstab habe im Schlieffen-Plan ein unfehlbares Siegesrezept gesehen, ja die militärische Elite des Reiches sei fortan geradezu manisch der Illusion des kurzen Krieges gefolgt. Daraus erklärten sich das weitere Verhalten des Generalstabes und insbesondere die immer stärker hervortretenden Präventivkriegsforderungen, die im Verlauf der Julikrise 1914 den Ersten Weltkrieg auslösten. Wie im folgenden zu zeigen sein wird, irrte sich die Forschung hier gewaltig.

Der Jüngere Moltke war ganz wie sein verstorbener Onkel von vornherein der Meinung, daß im Zeitalter des Volkskrieges schnelle und durchschlagende Operationen nicht mehr zu erwarten waren. Ja gegenüber 1870/71 hatte sich die Situation seiner Ansicht nach weiter allein wegen der allgemeinen Aufrüstung in Europa verschlechtert. Dementsprechend meinte Moltke schon im Januar 1905, ein Jahr vor seiner Amtsübernahme, zum Kaiser:

“Wir haben jetzt eine über dreißigjährige Friedensperiode hinter uns und ich glaube, daß wir in unseren Anschauungen vielfach sehr friedensmäßig geworden sind. Wie und ob es überhaupt möglich sein wird, die Massenheere, die wir aufstellen werden, einheitlich zu leiten, kann, glaube ich, kein Mensch vorher wissen. Auch unser Gegner ist ein anderer geworden, wir werden es nicht mehr wie früher mit einem feindlichen Heer, dem wir mit Überlegenheit entgegentreten können, zu tun haben, sondern mit einer Nation in Waffen. Es wird ein Volkskrieg werden, der nicht mit einer entscheidenden Schlacht abzumachen sein wird, sondern der ein langes, mühevolles Ringen mit einem Lande sein wird, das sich nicht eher überwunden geben wird, als bis seine ganze Volkskraft gebrochen ist, und der auch unser Volk, selbst wenn wir Sieger sein sollten, bis aufs äußerste erschöpfen wird.”

Dem Schlieffen-Plan stand Moltke demgemäß immer kritisch gegenüber. Seine Randbemerkungen zu Schlieffens Denkschriften zeigen dies bereits. Es ist sicherlich wahr, daß Moltke Schlieffens operative Grundprinzipien übernahm und 1913 auch noch den alternativen Ostaufmarschplan fallen ließ. Doch er sah in diesem Plan keineswegs ein Rezept für den schnellen Sieg über Frankreich. Dafür sprechen bereits die Änderungen, die er und Ludendorff ab 1908 an der operativen Planung vornahmen. So sollte die Neutralität der Niederlande

gewahrt bleiben, um dieses Land als "Luftröhre" für den deutschen Außenhandel zu erhalten. Stattdessen wurde der hazardartige Handstreich auf Lüttich vorgesehen. Wozu aber brauchte Deutschland diese Luftröhre, wenn der Krieg doch angeblich so kurz sein sollte? Ähnliches läßt sich über die Verstärkung des linken Flügels auf Kosten des rechten Angriffsflügels sagen. Zahlreiche Hinweise zeigen, daß es hierbei um den Schutz der Industrieregionen an der Saar und in Lothringen ging, deren Produkte von größter kriegswirtschaftlicher Bedeutung waren. Wozu aber brauchte das Reich eine funktionierende Kriegswirtschaft in einem kurzen Krieg, wenn man doch, laut Schlieffen-Plan, die Franzosen gerade an der südlichen Westfront in eine operative Falle locken konnte? Tatsächlich sprach Moltke bis zum Kriegausbruch immer wieder davon, daß es entscheidend darum ginge, den Krieg in Feindesland zu tragen, um die eigene Wirtschaft und Bevölkerung zu schützen. All dies zeigt bereits, daß Moltke auch im Westen mit einem längeren Krieg rechnete.

Seine Mitarbeiter haben ihn darin bestärkt. So kam eine seit 1911 jährlich erneuerte Generalstabsstudie über die operativen Absichten der Franzosen regelmäßig zu dem Schluß, daß es schlechterdings unmöglich sei, das französische Millionenheer einzukesseln und zu vernichten. Der Feind habe immer die Möglichkeit, sich ins Landesinnere zurückzuziehen. Mit anderen Worten: Der Schlieffen-Plan war nach den eigenen Erkenntnissen des Generalstabs zum Scheitern verurteilt! Moltke hat denn auch den Schlieffen-Plan nicht etwa als geniales Siegesrezept gehandhabt, sondern offenbar als gewaltigen Eröffnungsschachzug in einem langen, blutigen Krieg nach zwei Fronten.

In mehreren Äußerungen und Denkschriften machten Moltke und seine Mitarbeiter wiederholt deutlich, daß sie keineswegs mit einem kurzen Krieg rechneten. Seit 1907 verlangten sie vehement wirtschaftliche und finanzielle Vorbereitungen für einen langwierigen Konflikt, ohne sich damit allerdings im polykratischen Chaos des kaiserlichen Regierungssystems durchsetzen zu können. Ab 1908 verlangte vor allem Ludendorff eine ausreichende Munitionsbeschaffung für den langen Krieg - mit mäßigem Erfolg. Noch am 14. Mai 1914 warnte Moltke den Staatssekretär v. Delbrück:

"Ein unter Umständen langwieriger Krieg gegen zwei Fronten kann auch nur von einem wirtschaftlich starken Volke getragen werden."

Am 27. Juli 1914 erklärte schließlich Moltkes engster Mitarbeiter, Oberstleutnant Tappen, dem Reichskanzler, daß der Generalstab von einer zweijährigen Kriegsdauer ausginge.

Im Moment des Kriegsausbruchs war denn auch von führenden deutschen Militärs alles andere als die Illusion des kurzen Krieges zu hören. Moltke selbst schrieb am 28. Juli 1914 an den Reichskanzler, daß ein Weltkrieg bevorstünde, der die europäische Zivilisation auf Jahrzehnte hinaus zerstören würde. In der Nacht zum 31. Juli erklärte er gegenüber Major v. Haeften:

“Dieser Krieg wird sich zu einem Weltkriege auswachsen, in den auch England eingreifen wird. Nur Wenige können sich eine Vorstellung über den Umfang, die Dauer und das Ende dieses Krieges machen. Wie das alles enden soll, ahnt heute niemand.”

Ähnlich kommentierte Generalfeldmarschall Colmar v.d. Goltz den Kriegsausbruch gegenüber seinem Sohn:

“Das wird ein langer und sehr schwerer Krieg. Vorläufig sehe ich noch nicht, wie wir mit Rußland und England zum Frieden kommen können.”

Der in Ostpreußen stationierte General August v. Mackensen schrieb am 3. August in sein Tagebuch:

“Die Truppen im Westen werden es leichter haben als wir hier an der Ostgrenze ... Nur eine schnelle Entscheidung gegen Frankreich kann uns aus dieser kritischen Lage befreien. Ich prophezeie diesem Feldzug eine lange Dauer. Er gilt dem Sein oder Nichtsein des deutschen Reiches und damit des deutschen Volkes.”

Kriegsminister Erich v. Falkenhayn sprach wenige Tage nach Kriegsausbruch ganz offen gegenüber dem amerikanischen Diplomaten Henry White:

“... the coming in of England had made all the difference in the world, both to the probable duration of the war (which he thought was likely to last at least three or four years), and possibly even to its outcome.”

Tatsächlich schwankten die Kriegserwartungen der führenden Militärs, soweit sie sich noch rekonstruieren lassen, zwischen anderthalb und vier Jahren. Umstritten war allenfalls, wie lange der Feldzug gegen Frankreich dauern würde. Je näher die Beteiligten jedoch der engeren Generalstabsführung standen, desto pessimistischer waren sie auch in dieser Hinsicht. Klar war aber offenbar allen halbwegs Eingeweihten, daß dies ein langer, furchtbarer Krieg werden würde.

### 3. Mit vollem Bewußtsein in die Katastrophe.

Nun stellt sich natürlich sofort die Frage, wie die bekannten Kriegstreibereien führender Militärs und namentlich die wiederholten Präventivkriegsforderungen des Generalstabs mit diesen Forschungsergebnissen zusammenpassen. Wenn der Charakter eines Weltkrieges zumindest in den Grundzügen bekannt war, wenn es vor dem Volkskriegssyndrom kein Entrinnen gab, wenn vor allem die Generalstabsplanung keinen Ausweg aus dem strategischen Dilemma fand und keine Aussicht auf schnelle Siege und einen kurzen Krieg bestand, wie konnte dann ein verantwortungsbewußter Soldat dennoch den Krieg fordern? Wie vor allem erklärt sich die Entscheidung zum Krieg im Juli/August 1914, wenn es doch so gar nichts zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren gab? Die Antworten auf diese Fragen sind sehr komplex, im Detail uneinheitlich, aber im Endergebnis eindeutig.

Es kann ja nun wirklich kein Zweifel darüber bestehen, daß der Generalstab bis zum Beginn der Julikrise 1914 immer wieder mit Präventivkriegsforderungen hervorgetreten ist. Den Anfang machte der Ältere Moltke. Nachdem es ihm im Januar 1871 nicht gelungen war, die vollständige Niederwerfung Frankreichs gegenüber Bismarck durchzusetzen und nachdem der Friede von Frankfurt Frankreich nicht dauerhaft schwächte, wartete der Generalstabschef geradezu auf eine Gelegenheit, mit Frankreich erneut abzurechnen. Diese Gelegenheit schien mit der Krieg-in-Sicht-Krise des Jahres 1875 gekommen. Frankreich war noch außenpolitisch isoliert und militärisch nicht voll erholt. Moltke verlangte deshalb von Bismarck den Präventivkrieg, um im Westen ein für alle Mal Ruhe zu schaffen. Doch Bismarck lehnte empört ab. Zwischen 1887 und 1890 forderten dann Moltke und sein Nachfolger Alfred Graf Waldersee erneut Krieg, diesmal gegen Rußland, das immer stärker aufrüstete und sich obendrein Frankreich annäherte. Erneut lehnte Bismarck ab. Waldersee, Leopold v. Caprivi und andere Militärs intrigierten heftig und schufen eine regelrechte Kriegshysterie, um doch noch zu ihrem Krieg zu kommen - aber vergebens. Fortan war Waldersee zutiefst darüber deprimiert, daß die letzte Chance verpaßt worden war, um das sich anbahnende russisch-französische Bündnis noch vor seiner Verfestigung zu zerschlagen.

So verständlich diese Präventivkriegsforderungen angesichts der geostrategischen Situation des Reiches vielleicht gewesen sein mögen, so bleibt doch festzuhalten, daß diesen Forderungen keine irgendwie aussichtsreiche operative Planung gegenüberstand. Ja, Moltke hielt bereits zu diesem Zeitpunkt jeden Großkrieg für eine Katastrophe. Liest man die Tagebücher Waldersees, so

kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß militärisches Draufgängertum hier neben einem verengten Denken stand, demzufolge Krieg als natürlich und kulturnotwendig angesehen wurde. Wenn die Katastrophe eines Großkrieges also sowieso kommen würde, dann bitte gleich, solange die Lage noch einigermaßen günstig war.

Dieser Gedankenkomplex, der den Topos vom unvermeidlichen Krieg ebenso enthielt wie die sozialdarwinistische Idee vom Krieg als Kulturträger, diese Erwartung der unausweichlichen Katastrophe, die bei längerem Zaudern für das Reich nur noch schlimmer ausfallen konnte, bestimmte auch in der Folgezeit Denken und Handeln des Generalstabs.

In den letzten Jahren vor dem Krieg kam noch ein Motiv hinzu. Die militärische Führung fürchtete nämlich den Rüstungswettlauf mit der Triple Entente, deren Einkreisungsbestrebungen ohnehin ausgemachte Sache waren, zu verlieren. Im Machtkampf des doppelten Militarismus erwies sich das Kaiserreich ja als unfähig, die allgemeine Wehrpflicht real durchzuführen. Die Einführung der dreijährigen Dienstpflicht in Frankreich und die fortgesetzte russische Aufrüstung erschienen deshalb als schlimme Bedrohung. Für 1916/17 erwartete der Generalstab nicht nur die endgültige Niederlage im Rüstungswettlauf, sondern auch den Überfall durch die Feinde.

Will man nun jedoch dem Generalstab zubilligen, aus unbedingter Kriegserwartung heraus, aus Sorge vor der Überrüstung und der Einkreisung und damit sozusagen defensiv den Verzweiflungsschritt des Präventivkriegs gefordert zu haben, macht man es sich zu einfach. Vielmehr lebten die Offiziere des Generalstabs in einem sozio-dynamischen Umfeld, das Krieg als Selbstzweck propagierte, egal wie furchtbar er war. Spätestens seit der Agadirkrise hetzten die Alldeutschen, der Wehrverein, Nationalliberale, Konservative und sogar Teile des Zentrums öffentlich und unaufhörlich zum Krieg. Es wäre für jeden "patriotischen" Offizier schwierig gewesen, sich davon zu distanzieren. Außerdem erzeugte der sprunghafte Kaiser um sich herum eine martialische Stimmung, in der er von jedem Offizier eine zackige Haltung erwartete, die jederzeit zum Schlagen bereit war. Aber offenbar benötigten viele Offiziere derartigen Ansporn noch nicht einmal. In den Privatnachlässen führender Offiziere fand ich jedenfalls ein geradezu erschreckendes Ausmaß an Kriegstreiberei um des Krieges willen. Hier ein paar Kostproben:

So schrieb der junge Moltke schon 1881 aus dem Manöver an seine Frau, wie schön doch ein wirklicher Feldzug wäre, ein wirklicher Krieg, ein Kampf auf Leben und Tod.

Am 10. März 1900 schrieb Colmar v.d. Goltz an Oberst v. Morgen: "... einen Krieg aber, und zwar einen recht festen, frischen und fröhlichen [sic!], wie sie ihn mir wünschen, liesse ich mir schon gefallen." Die lange Friedensperiode ging ihm dabei sichtlich auf die Nerven. In einem Brief aus dem Jahre 1906 an den osmanischen General Pertev meinte er jedenfalls, man komme sich als Soldat allmählich vor "wie der Spielmann, der immer und ewig ein Instrument spielt, das keinen rechten Ton gibt."

Gegenüber General Mudra ließ Goltz seinem Zorn ein Jahr später vollen Lauf:

"Ich wünsche dem deutschen Vaterlande freilich von allen guten Dingen zwei, nämlich völlige Verarmung und einen mehrjährigen harten Krieg. Dann würde sich das deutsche Volk vielleicht noch einmal wieder erheben und für Jahrhunderte vor moralischer Auflösung schützen."

Und 1912 schrieb er dann wiederum an v. Morgen:

"Völker werden überhaupt nur durch grosse Katastrophen überzeugt, wie Kinder durch eine ordentliche Tracht Prügel."

Ähnlich äußerte sich auch der spätere Kriegsminister v. Falkenhayn, als er unter anderem 1904 an seinen Freund Hanneken schrieb:

"Und einen struggle for life mit allen seinen Schrecken aber auch allen seinen herrlichen Entwicklungen müßten wir haben ..."

Erich Ludendorff bemerkte 1913 zu Major Bauer:

"Sehen Sie nicht zu schwarz in die Zukunft. Ich glaube, wir und Sie bestehen alles ehrenhaft und glücklich, nur wenn es Krieg würde, ich glaube, gerade dieser ewige Friede ist an aller politisch-militärischen Zerfahrenheit schuld."

Nimmt man diese Äußerungen, die sich noch beliebig vermehren ließen, mit den notorischen öffentlichen Bekundungen eines Friedrich v. Bernhardt, eines Kriegsminister v. Einem, oder eines General v. Beseler zusammen, so ergibt sich ein erschreckendes Gruppenbild.

Diesem martialisch, kriegshetzerischen Druck innerhalb der Offizierselite konnte kaum ein Individuum entkommen, selbst wenn es noch soviel Einsicht in die bevorstehende Katastrophe besaß. Dies galt insbesondere für den Chef des

Generalstabs, gerade wenn er v. Moltke hieß. Neuere Forschungen, vor allem die Entdeckung des Falkenhayn-Tagebuchs durch Holger Afflerbach, haben gezeigt, daß Moltke in den letzten Tagen vor dem Kriegsausbruch plötzlich zögerte und an der Last der Verantwortung schier zu zerbrechen drohte. Falkenhayn regte sich darüber schrecklich auf und übte Druck auf den Generalstabschef aus. Dabei wußte Moltke ja, worauf er sich einließ und wohin er die deutsche Armee führte. Dies erklärt sein Zögern und auch seine düsteren Äußerungen gegenüber Bethmann und Haefen. Doch letztlich konnte Moltke nicht kneifen - oder Vernunft walten lassen - und vom Krieg dringend abraten. Am Ende verlangte auch er ultimativ das Losschlagen. Schließlich war er es ja auch gewesen, der mit seinen Präventivkriegsforderungen bei der Reichsleitung den Eindruck erweckt hatte, man könne es noch schaffen. Wenn Moltke gegen Ende der Julikrise ziemlich entsetzt darüber war, dass Bethmann seine Präventivkriegsforderungen, die doch eigentlich nur eine erneute Heeresvermehrung herbeiführen sollten, ernst nahm und auf den allgemeinen Krieg hinarbeitete, so konnte er doch nun nicht mehr zurück.

Einige seiner Kameraden hatten da weniger Hemmungen. So sagte Falkenhayn zu Bethmann am 4. August:

“...wenn wir auch darüber zugrunde gehen, schön wars doch”.

Goltz schrieb am 15. August an Mudra:

“Mein liebster teurer Freund, Ja! Jetzt gehts aufs Ganze. Schade daß es so spät kam - gut, daß es nicht später gekommen ist.”

Und noch Mitte November 1914, als die Blüte der deutschen Armee schon verheizt worden war, schrieb Goltz erneut an Mudra, daß, wenn es nach ihm ginge, es überhaupt keinen Frieden mehr zu geben brauche.

So war also die Katastrophe des Ersten Weltkrieges, zumindest was die deutsche Offizierselite anging, bewußt und sehenden Auges herbeigeführt worden. Die Arbeiten Fritz Fischers finden hier in vieler Hinsicht Bestätigung. Doch er irrt an einem wesentlichen Punkt. Dieser Krieg wurde nicht primär um Eroberungen willen geführt. Zumindest was das Militär angeht, handelte es sich nicht um eine wenigstens subjektiv rationale Entscheidung. Schon gar nicht wurde der Krieg begonnen, weil man sich realistische Siegeschancen in einem kurzen Kampf ausrechnete. Das Ganze war vielmehr das Resultat eines zutiefst irrationalen Entscheidungsprozesses, der mit den Einkreisungängsten des Generalstabs begann, sich aus der Haudrauf-Mentalität der Offizierselite speiste,

in der chauvinistischen Kriegshetze von großen Teilen der veröffentlichten Meinung Unterstützung fand und im polykratischen Chaos des Regierungssystems im entscheidenden Moment umgesetzt wurde, als Bethmann Hollweg sich auf leere Versprechungen verließ, um den Gordischen Knoten zu zerschlagen, solange es angeblich noch Zeit war ...

Es war aber das "Verdienst" der unverantwortlichen Politik des Reichskanzlers Bethmann Hollweg während der Julikrise 1914 den abenteuerlichen Ideen der militärischen Führung freie Bahn verschafft zu haben. So wurde auf aberwitzige Weise ein Krieg herbei geführt, den der amerikanische Historiker George F. Kennan zurecht als die "Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts" bezeichnet hat. Alle weiteren Katastrophen dieses schrecklichen Jahrhunderts nahmen hier ihren Anfang.